

Der Bundestagsabgeordnete Cem Özdemir: „Einmal Türke, immer Türke“

Ein Mann voller Erwartungen

Der Grünen-Politiker ist schon wohlgezogen, fleißig und schwäbisch und zugleich ein Vorbild junger Ausländer – manchen reicht das nicht

Von Corinna Emundts

Bonn, im Mai – Hier mußte er weg. Die Wände sind vom Jahrhundert krumm geworden, die Kabel verlaufen auf Putz, im Fenster klebt in roten Buchstaben das Wort *Änderungsschneiderei Özdemir*. „Du kannst Fabrikarbeiter werden wie dein Vater, dann wird es immer nur heißen: du mußt dies, du mußt das“, sagte die Mutter hier früher zu ihrem Sohn, „aber wenn du einen besseren Beruf hast, werden die Leute zu dir kommen und dich um etwas bitten.“ Nun ist Cem Özdemir Abgeordneter des Deutschen Bundestags, der erste aus der Generation der Gastarbeiterkinder. Das hatte sich Frau Özdemir vermutlich nicht so vorgestellt. Aber vielleicht war es genau dieser Satz, der den Sohn aus der Änderungsschneiderei eines beschaulichen Kurortes der Schwäbischen Alb 1994 in das Abgeordnetenamt gebracht hat. Weiter als viele seiner Generation, die unter ähnlichen Umständen aufwachsen sind – mit Eltern, die nur gebrochen deutsch sprechen und für die frisches Obst lange ein Luxus war.

Das Herzensthema

Manches hat sich geändert. In der kleinen Küche sitzen Sicherheitsbeamte des Bundeskriminalamts – der Sohn wird bedroht von deutschen Rechtsradikalen und, wegen seiner türkei- und PKK-kritischen Äußerungen, auch von kurdischen wie türkischen Extremisten. Er ist bewacht wie ein Bundesminister. Cem Özdemir ist heute 33 Jahre alt, sieht aus wie ein Türke und spricht wie ein Schwabe. Er trägt Anzüge und Krawatten von Joop, und sein Gesicht ist eines von denen, die einem vertraut sind aus Talkshows im Fernsehen. Er wird gefragt, wenn es um Ausländerpolitik geht, um Menschenrechtsverletzungen in der Türkei oder um den Prozeß gegen PKK-Chef Öcalan. Erst recht, seitdem die Grünen in der Regierung sind. Sein „Herzensthema“, wie er es nennt, das neue Staatsangehörigkeitsrecht, ist Anfang Mai verabschiedet worden. Er ist zum Vorzeigetürken, zum Vorzeige-Grünen geworden. Er aber will mehr, will in die Regierung. Deshalb muß sich nun zeigen, ob er aus seiner Nische jemals herauskommt.

Auf der Schwäbischen Alb bekommt der Sohn Honig zum Tee, der in ein kleines türkisches Teeglas mit Goldrand eingeschenkt ist. Die Mutter hat *Börek* gemacht, Cem Özdemirs Lieblingsessens, ein Blätterteiggebäck. Der Politiker sitzt auf dem Hocker mit dem selbstgenähten, gerüshten Überzug, kaut und überlegt. „Nein, zurück in seinen Beruf als Sozialpädagoge und Erzieher wolle er nicht. Er hätte ohnehin lieber Politik studiert, aber ohne Abitur, „durfte ich das nicht“. „Allein die Vorstellung, daß ich im Bundestag sitze und Politik gestalten kann...“ Özdemir beendet den Satz nicht, aber es ist klar, daß er stolz ist. Die einfachen Räume seiner Kindheit scheinen ihm nicht peinlich zu sein, im Gegenteil: Sie betonen die ganze Höhe seines Aufstiegs.

Dieser Stolz. Er ist hier in der Änderungsschneiderei der Mutter mit dem Holzimitat an der niedrigen Decke zu spüren. An der Wand gegenüber den Garnrollen und dem türkischen Kalender hängt ein Wahlplakat des Sohnes, darunter liegen die beiden Bücher, die er geschrieben hat, eines eine Autobiographie. In der Ecke stapeln sich die Hemden frisch gebügelt und gefaltet, bereit zur Mitnahme nach Bonn. Eine Kundin



„ER IST EIN POPSTAR“: Der Grünen-Abgeordnete Cem Özdemir in einer türkischen Diskothek in Bochum.

Photo: Sylvie François

wirft einen schüchternen Blick auf den Politiker und geht wieder, nicht ohne der Mutter zu sagen, wie sehr es sie freut habe, ihn zu sehen. Nihal Özdemir, 65 Jahre alt, sagt unumwunden im Beisein ihres Mannes, sie lebe nur für ihren Sohn. 1964 war sie alleine nach Deutschland gekommen, eine junge Lehrerin aus einer Istanbuler Offiziersfamilie. In Deutschland arbeitete sie in einer Fabrik, lernte in der Fremde ihren Mann kennen. Abdullah Özdemir, ein zurückhaltender Mann von 61 Jahren, sagt: „Unser Sohn ist unser Programm.“ Später, als Cem Özdemir abgefahren ist nach Bonn, sagt die Mutter in der Tür, man müsse ihren Sohn erst fragen, ob man schreiben dürfe, daß sie Lehrerin sei. „Er will, daß es heißt, daß er aus einer Arbeiterfamilie kommt.“

Weil es besser klingt? Besser ins Drehbuch paßt? Es mag damit zusammenhängen, daß Özdemir seine Geschichte zu seinem Markenartikel gemacht hat. Er verkörpert seine Politik mehr als andere Bundestagsabgeordnete; seine Erlebnisse in der Schule, in der Partei und beim Beantragen der deutschen Staatsbürgerschaft erzählen davon, wie die Gesellschaft mit Ausländern umgeht. Er ist eine Art Handlungsreisender in eigener Sa-

che. Er wisse, daß er für viele hier geborene Kinder von Ausländern ein „Rollenmodell“ geworden sei, sagt er ganz in der Sprache der Pädagogen.

Er nimmt so viele Termine wie möglich wahr. Kein freies Wochenende, kaum ein freier Abend. Seine Verlobung ist kürzlich darüber zerbrochen. Wie sagte er? Er brauche das, sich mit Leuten zu unterhalten. „Ich bin jemand, der sich gerne redet.“ Wer ihn beobachtet, sieht aber auch, daß er gut zuhören kann. Sein Mitarbeiter Ali, ein kurdischer Jurastudent, sagt, er achte darauf, daß Özdemir abends auch mal in eine türkische Disco oder Kneipe komme. Im Bonner Regierungsviertel hetzt Özdemir zwischen Ausschuß- und Arbeitskreissitzung zum Vortrag eines alten Freundes, einem Umweltschützer aus Tübingen. Kommt zu spät, muß früher gehen. Ihm fallen zischendurch die Augen zu, aber er konnte dem Freund im Dialekt ins Ohr raunen: „Als i deinen Namen glesen han, dacht i, da muß i obedingt komme.“

Cem Özdemir ist ein Einzelkind. Auf Einzelkindern ruhen alle Hoffnungen der Eltern, Einzelkinder sollen nicht versagen. Und die Eltern sind arm, er soll es besser haben. Und wegen seiner türkischen Abstammung ist er ein Außensei-

ter zunächst, der dazugehören will. Das Gastarbeiterkind, ausgelacht, als es wie die deutschen Freunde aufs Gymnasium will, das sich doch hocharbeitet von der Hauptschule zur Fachhochschule. Ihm gelingt das alles. Als Abgeordneten treffen ihn dann noch mehr Erwartungen: Die Türken in Deutschland sehen ihn als ihren Vertreter. Den Deutschen will er beweisen, daß Türken mehr können als Döner verkaufen. Und die Türkei erwartet von ihm Loyalität. Der widersetzt er sich, weswegen er zum Hauptfeindbild der regierungsnahen türkischen Medien geworden ist, die hierzulande sehr verbreitet sind. Er hat inzwischen fließend türkisch gelernt, was er vor Bonn nur dürftig konnte. Er wechselt, je nach Anlaß, zwischen Schwäbisch und Schriftdeutsch mit nur leicht schwäbischem Akzent. Er wirkt frei von Zweifel und Unsicherheit. In seinem Umfeld heißt es, daß er das Medieninteresse genieße, äußerst empfindlich reagiere auf interne Kritik und absolute Loyalität einfordere.

Cem Özdemir springt in lockeren Schritten die Stufen hinauf zur Bühne des Gymnasiums im schwäbischen Mössingen. Er bewegt sich wie auf dem Laufsteg. Stützt sich mit beiden Händen sicher ans Pult, um dann in freier Rede

und ausgefeilter Gestik vor den Gymnasiasten über Integration zu sprechen. Irigendwann hatte er gesagt: „Ich habe Joschka Fischer oft bei Auftritten zugehört“ – und noch hinzugefügt: „Aber ich kopiere nicht.“ Ein zum Perfektionismus neigender Fleiß, der sich möglicherweise daraus speist, immer etwas beweisen zu müssen. Özdemir widerspricht dem nicht. Er habe immer den Eindruck gehabt, in vergleichbarer Lage besser sein zu müssen als ein Deutscher. Ob als Kandidat der Grünen in Tübingen oder in Talkshows. Sonst würde es schon bei kleinen Fehlern heißen: Klar, der als Türke kann es nicht besser.

Diese Wohlerzogenheit. Schwer vorstellbar, daß Özdemir im politischen Streit ausfallend wird. Er hat da andere Methoden. Bei der Debatte über das neue Staatsangehörigkeitsrecht sprach ihn der CSU-Abgeordnete Hans-Peter Uhl bei einer Zwischenfrage ohne Namen an, was unüblich ist. „Herr Kollege Uhl“, sagte Özdemir und grinste, „ich bin mit Ihnen einer Meinung, daß wir mehr für Integration tun wollen.“ Er könne sich gut an Gesprächspartner anpassen, sagt er. Auch wenn sich, wie bei einem Besuch in Washington, ein Beamter bei Özdemir über die Probleme „mit euren Tür-

Aber die Idee war gut

Wie die deutsche Heimatstadt von Katharina der Großen die Enthüllung einer Statue vorbereitete – nur nicht alles bedachte

Von Tomas Avenarius

Moskau, 17. Mai – Wenn Fürst Andrej Kirillowitsch Golizyn von den Porträts seiner Ahnen im Sessel lehnt, den silbergrauen Bart mit den Fingerspitzen zwirbelt und auf „die Idee mit dem Denkmal“ zu sprechen kommt, dann wird klar: Hier geht es um eine große Sache. Noch einsichtiger wird dies, wenn Walentin Walentinowitsch Krasnow das Wort ergreift. Im Gegensatz zu dem zurückhaltenden russischen Fürsten ist der Moskauer Denkmalfabrikant ein Mann von geradezu halsbrecherischer Beredsamkeit: „Eine verarmte, unbedeutende deutsche Prinzessin, die nach Rußland ging und dort zur mächtigen Kaiserin wurde. Wenn das nicht zeigt, wie eng die Völker Rußlands und Deutschlands zueinander gehören. Dieses Denkmal, das ist wirklich eine ganz, ganz großartige Idee.“

Eine ganz, ganz großartige Idee: 1996 waren die Russische Adelsversammlung und der Denkmalfabrikant Krasnow auf den Gedanken gekommen, die Zarin Katharina die Große mit einem Monument zu ehren. Aufgestellt werden sollte es im sachsen-anhaltinischen Städtchen Zerbst. Dort war Katharina als deutsche Prinzessin aufgewachsen, bevor sie mit dem russischen Thronfolger verheiratet und 1762 selbst Kaiserin wurde. Ein ehernes Standbild als Symbol der gemeinsamen deutsch-russischen Vergangenheit, 5 Meter hoch, 30 Tonnen schwer – das war etwas, was Kerstin Teslenko gefallen mußte. Die Deutsche ist Vorsitzende des „Internationalen Fördervereins Katharina II. e.V.“ in Zerbst; der Verein macht es sich zur Aufgabe, das Andenken Katharinas zu bewahren. Ein kleines Museum, das ein oder andere Ölgemälde, ein paar Habseligkeiten der Zarin und gelegentlich die Katharinen-Tage – allzuviel haben Stadt und Förderverein bisher nicht vorzuweisen. Das Monument sollte der Geniestreich des Vereins werden.

Anfang Mai sollte die Plastik enthüllt werden. Im Februar hatte Frau Teslenko einen Brief an den „sehr geehrten Fürst Golizyn“ geschrieben: „Es bleiben nur noch wenige Wochen bis zur Enthüllung des in Moskau geschaffenen Denkmals Katharinas auf deutschem Boden in Zerbst. Dank des unermüden Einsatzes und der aufopferungsvollen Bereitschaft von Herrn Krasnow sind wir bestens über die großen Aktivitäten der Russischen Adelsversammlung informiert. Wir tun alles, um dieses Ereignis in einem entsprechenden feierlichen Rahmen zu begleiten.“ Die Einladungskarten, so Frau Teslenko, seien kurz darauf praktisch schon gedruckt gewesen, „der Herr Ministerpräsident war informiert“, der Chor der Schwarzmeer-Kosaken eingeladen. Da schickte der Russe Krasnow ein eiliges Fax: „Er schrieb, das Denkmal sei fertig, aber der Kosovo-Krieg mache die Enthüllung zum jetzigen Zeitpunkt unmöglich“, sagt Frau Teslenko. Kein russischer Politiker könne an der Feier teilnehmen, solange Deutschland gegen Serbien Krieg führe.

„Das war uns peinlich“

Es muß eine ziemlich unangenehme Situation gewesen sein: Seit gut drei Jahren wirbt der Verein für sein Denkmal, hatte Benefizveranstaltungen und Katharinen-Abende ausgerichtet, die Anhalt-Zerbster Kreissparkasse hatte unter der Kontonummer 2222 ein Spendenkonto eingerichtet und selbst 2222 Mark und 22 Pfennig gestiftet. Und dann diese Absage – „das war für uns schon peinlich“, sagt Frau Teslenko. Sozusagen tagtäglich habe sie den russischen Schwertransporter mit dem Denkmal in Zerbst erwartet. „Und dann das.“ Soviel Blauäugigkeit kann der Russe Krasnow nicht verstehen: „Das Denkmal gibt es doch noch gar nicht. Von welchem Geld hätten wir es gießen lassen sollen?“ Die Deutschen, sagt er, hätten die Absprachen nicht ein-

gehalten, hätten kein Geld beschafft. Das Fax mit dem Kosovo-Krieg habe er auf Anfrage der Vereinsvorsitzenden nach Zerbst geschickt – damit Frau Teslenko sich nicht öffentlich blamiere.

Eine verfahren Geschichte also, und möglicherweise ein Indiz dafür, daß Deutsche und Russen sich gelegentlich mißverstehen, wenn sie von ganz großen Ideen sprechen. Vor drei Jahren war man ins Gespräch gekommen. Der deutsche Förderverein, die Russische Adelsversammlung, der Denkmalfabrikant Krasnow – sie knüpften Kontakte zur Wirtschaft, beackerten das politische Vorfeld. Ein bekannter russischer Bildhauer entwarf das Modell für das Standbild, in Zerbst schaffte man politisch Fakten: Der Stadtrat beschloß, „daß in der Stadt Zerbst ein Katharina-Denkmal errichtet werden kann, welches im Mai 1999 zum 270. Geburtstag eingeweiht werden soll.“

Doch der Förderverein und seine russischen Partner scheinen vor lauter Begeisterung für die große Idee von Anfang an aneinander vorbeigeredet zu haben. Die Frage etwa, wer das Denkmal bezahlen solle – sie war offenbar weder von den Adeligen noch von den Vereinsvertretern für wichtig erachtet worden. Auch die Frage, wo die Riesenskulptur gegossen werden solle, in Deutschland oder in Rußland, ist bis heute nicht widerspruchsfrei geklärt. Nicht einmal beim Preis hatte man sich festgelegt: Während Krasnow mit leichter Hand die Zahl von 800 000 US-Dollar in den Raum wirft, ist bei Frau Teslenko in Zerbst die Summe von 300 000 Mark fest im Kopf verbucht. Wer Recht hat, läßt sich schwer beurteilen – Verträge oder einen Finanzplan hat keiner. Krasnow sagt: „Ausgemacht war, daß jeder die Hälfte des Geldes für das Denkmal aufbringt.“ Frau Teslenko widerspricht: „Herr Krasnow war für die Finanzierung verantwortlich, er wollte alles managen und das Denkmal gie-

ßen lassen. Wir waren nur für das Festprogramm zuständig.“

Vage Hoffnungen auf großzügige Sponsoren – das scheint der einzige sichere Posten in der deutsch-russischen Kalkulation gewesen zu sein. Krasnow wollte beim Moskauer Unternehmen Gasprom anknöpfen. Als aber der große Bankencrash im August 1998 die russische Wirtschaft ruinierte, war klar, daß dort keine einzige Kopeke zu bekommen war. Und das deutsche Unternehmen Wintershall, ein Partner von Gasprom, überwie nur 10 000 Mark – „es war eine einmalige Goodwill-Geste“, wie ein Pressesprecher sagt.

Wer bezahlt die Kosaken?

Das Antichambrieren der Adelsversammlung bei der russischen Regierung brachte auch nicht mehr als die vage Zusage, das Finanzministerium werde die Sache „prüfen“. Obwohl Krasnow meint, daß somit Präsident Boris Jelzin quasi persönlich seinen Minister angewiesen habe, die Finanzierung zu ermöglichen und nicht mehr viel schiefehen könne, ist bisher außer einem innerministeriellen Briefwechsel nichts passiert. Kein Geld, kein Denkmal: Krasnow sagt heute bitter, er habe „unseren Teil der Absprache doch erfüllt. Das gußfertige Modell für das Denkmal steht in Moskau. Jetzt müssen die Deutschen es wie verabredet gießen lassen.“ Der Förderverein solle endlich Geld aufreiben. Vielleicht fänden sich im deutschen Haushalt die nötigen Mittel? Ein Bonner Diplomat, der die Denkmalsidee seinerzeit mit Wohlwollen begrüßt hatte, winkt ab: „Von staatlicher Hilfe war nie die Rede. Wir wollten nur den politischen Segen geben. Eine Rede, ein Grußwort.“

Eine Rede, ein Grußwort – aber kein Geld. Jedenfalls hatte Frau Teslenko die Gästeliste für die Enthüllung des Denkmals schon geschrieben – vom sachsen-anhaltinischen Regierungschef über den



KATHARINA, DAS VORBILD und Katharina, das Modell: „Jetzt müssen die Deutschen es gießen lassen“ – sagen deren Partner in Moskau. Krasnow, Archiv



russischen Botschafter und zahlreiche Großen aus Wirtschaft, Kultur und Politik. Und nicht nur große Namen aus Moskau und Petersburg sollten beim Bankett auf den Tischkärtchen stehen. Die Adelsversammlung legte Wert darauf, in die USA emigrierte Grafen und Barone einzuladen. Die meisten, bedauert Fürst Golizyn, hatten ihre Tickets für Mai schon gebucht. „Das ist schade.“

Frau Teslenko ihrerseits hatte sich Gedanken übers Rahmenprogramm gemacht. Dem Anlaß angemessen lud sie den Chor der Schwarzmeer-Kosaken ein. Da die Feier im letzten Moment abgesagt wurde – ohne Denkmal keine Enthüllung und damit auch kein Rahmenprogramm – , blieben die singenden Kosaken auf der Krim sitzen. Nun fordern sie ein Ausfallhonorar. Frau Teslenko sagt: „Wenn wir den Chor bezahlen müssen, sind wir als Verein pleite. Das Ganze ist ein Fiasko.“

Über soviel Unbedachtheit auf Seiten der deutschen Partner kann sich Krasnow nur wundern: „Mein Gott, was wollte die Frau denn mit den Kosaken, wenn das Monument nicht da ist? Dieses Geld hätte sie mal lieber in unser Monument investiert.“ Für den Denkmalfabrikanten ist die Sache um so ärgerlicher, als er bisher selbst viel Geld in die Vorarbeiten investiert hat. Ohne Sponsoren und ohne das vollendete Denkmal kann er seine Schulden kaum begleichen. Deshalb sagt er: „Wir werden das Denkmal im Dezember enthüllen, zum Namenstag Katharinas.“

Um sich ein bißchen Mut zu machen, fügt er hinzu: „In der Bibel steht: Klopf an die Türen, und sie werden sich öffnen.“ Da streift Fürst Golizyn lässig die Asche von der Zigarette, zupft die Spitzen seines silbernen Bartes noch einmal nach oben und sagt: „Na ja: Noch haben sich die Türen nicht allzu weit geöffnet.“